Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 272 Bromberg, den 26. November 1932.

Mandus Frixens erste Reise

Roman von **Ewald Gerhard Seeliger.**

Urheberschutz für (Copyright by) A. F. Rohrbacher Verlag, Berlin-Lichterfelde.

(23. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Am Abend aber gab er außer der Reihe eine Portion Rum heraus. Tetje übernahm wie immer die Verteilung und ließ diesmal auch Mandus etwas zukommen. Aber der schob das Glas gleich zu Jumbo hinüber, der die scharfe Ladung wegputzte wie ein abessinischer Stier die kalifornische Butterblume.

Als sie auf die Höhe der La-Plata-Mündung gekommen waren, rollte nachmittags im Westen eine lange, kuchenteiggelbe Wolke über die Kimm. Jonni, der über dem Genever niemals das Quecksilber vernachlässigte, erschien plötzlich bei hellem Sonnenschein im Ölzeug auf dem Achterdeck.

„Pampero!" schnauzte er Cornelius an, der die Wache hatte, und deutete auf die Teigrolle im Westen.

„All Hands an Deck!" schrie Cornelius sogleich.

Am Ruder stand Detlev.

Jonni schob ihn zur Seite und griff selbst in die Radspeichen, denn jetzt hieß es eilen, und keine Hand durfte feiern.

Denn schon hatte sich die Teigrolle zu einer höchst gekränkten Leberwurst aufgebläht und rollte nun immer rascher heran. Alle Rahsegel bis auf die Marssegel, Gaffeltopp und die beiden Klüver wurden geborgen, noch ehe die drängende Riesenwurst zerplatzte. Mandus und Tetje waren die letzten, die aus den Riggen herunterglitten.

„Ganz dicke Luft!" murmelte Smutje und machte die Kombüse dicht von innen.

Der Horizont verschwand hinter Dunst und Staub. Der Wachwechsel ging unter Blitz und Donner vor sich.

„Jumbo fehlt!" schrie Mandus.

„Er wird doch nicht über Bord gefallen sein?" meinte Cornelius.

„Unsinn!" rief Jonni. „Der liegt irgendwo und schnarcht. Der Junge geht ihn suchen!"

Mandus kroch sofort unter die Back. Und hier lag wirklich sein Freund Jumbo in der dunkelsten Ecke. Aber er schnarchte nicht, sondern er stöhnte. Über die Ohren hatte er sich einen Sack gezogen.

„Bist du krank, Jumbo?" schrie ihm Mandus ins Ohr.

„Tutoto! Tutoto!" ächzte Jumbo und steckte den Kopf noch tiefer in den Sack hinein.

„Backbordwache!" brüllte Mandus und rüttelte ihn an der Schulter.

Gleich darauf fiel ein heftiger Donnerschlag, und Mandus spürte, wie Jumbo am ganzen Leibe flog. Er zitterte und bebte wie ein Stück rote Grütze, die geschüttelt wird, und Mandus ging über seinen schwarzen Freund ein helles Licht auf.

„Jumbo hat Angst!" meldete er Andres Ochwatt, der diese Nachricht an Jonni weitergab.

„Wo steckt er?" sprach Jonni und kroch mit Mandus unter die Back.

Jumbo spielte noch immer rote Grütze und erteilte keine Audienz.

„Und das will ein Mann sein!" knirschte Jonni.

„Er will wohl, aber er kann nicht", bemerkte Mandus keck.

„Halt's Maul, du Naseweis!" knurrte Jonni und zog sich wieder aufs Achterdeck zurück.

Bald darauf setzte der Sturm ein, und zwar mit größter Heftigkeit. Hohl peitschte er die See vor sich her. Aber die Fortuna bot ihm wenig Angriffsfläche. Mit den beiden Marssegeln und dem Vorstengenstagsegel hielt Jonni das Schiff dicht bei dem Wind. Vor diesen schmalen Lappen lief die Fortuna gegen den Sturm, der ununterbrochen mit der gleichen zügellosen Wucht aus Südwesten daherraste und immer wütendere Wassermassen über die Back hereinwarf. Von den Schlägen dieser Brecher dröhnte das Schiff wie eine Riesenorgel.

Sogar bis in den Kombüsenschornstein spritzte das Seewasser.

Am nächsten Morgen war der ganze Spuk vorbei, und Jumbo erschien wieder an Deck.

„Tutoto fort!" grinste er und deutete nach Nordwesten und auf seinen Magen.

Tutoto nämlich war der Name seines heimatlichen Donnergottes, der die Bösen straft und den Guten auch nicht sonderlich grün ist, weil er am liebsten alles selber frißt.

Nun frühstückte Jumbo für sechs. Aber dann war er auch der allererste in den Riggen, um die Segel wieder loszumachen.

„Schade um ihn!" brummte Jonni.

„Ja!" versetzte Andres Ochwatt gähnend, denn er hatte die ganze Nacht kein Auge zugemacht. „Die Muskeln machen es nicht. Auf den Kopf kommt es an!"

Dann ging er zur Koje.

Die Fortuna kam jetzt wieder in belebtere Meeresgegenden. Fast jeden Tag konnte sie mit vorbeilaufenden Dampfern Signale tauschen. Es wurde immer wärmer und gemütlicher an Bord.

Eines Tages erschien ein Kriegsschiff etwas achterlicher als querab steuerbord.

Jumbo entdeckte es zuerst, als es noch so klein war wie eine Nußschale.

„Bum! Bum!" machte er und hieb zweimal mit der Faust durch die offene Tür nach außen.

„Das ist ein Brasilianer!" bemerkte Kuno sachverständig. „Die spielen wohl wieder ein bißchen Revolution?"

„Ach so!" nickte Karsten vorwurfsvoll. „Das sind doch die, die damals ihren Kaiser abgesetzt haben."

„Ach, wie lange das schon her ist!" rief Kuno wegwerfend. „Jetzt haben sie einen Präsidenten."

„Na Jumbo!" rief Jakob. „Da meld dich doch, vielleicht wählen sie dich das nächste Mal."

Jumbo verstand diesen Vorschlag zwar nicht, aber er war sofort damit einverstanden.

Die Trockenlegung.

Mitte September erreichten sie Santos und machten an der langen Pier fest. Jumbo wurde abgemustert und fand sofort Arbeit als Kaffeeträger.

Für die Fortuna lag eine Ladung Jakarandastämme bereit, die nach Genua gebracht werden sollten. Der Ballast wurde in große, flachbodige Boote gelotst und in den gegenüberliegenden Sumpf geschüttet, der so groß war wie die halbe Lüneburger Heide. Noch während der Ballast aus der Vorluke gejumpt wurde, kam die Ladung durch die Großluke herein.

Da die schweren Holzblöcke besonders sorgfältig verstaut werden mußten, gab es für die Mannschaft wenig Landurlaub. In dem Kaffeenest Santos war ja auch verdammt wenig los. Außerdem stürmte und regnete es geradezu ekelhaft, denn es war die Zeit der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche.

Sogar Jumbo zog es vor, weiterhin auf der Fortuna zu übernachten. Auch seine Arbeitspausen verbrachte er an Bord. Er verdiente gut und hatte jeden Abend einen Mordsrausch.

„Schemeckt gut! Schemeckt serr gut!" grunzte er wonneschnalzend und bot jedem einen Schluck aus seiner Flasche an, auf der das Zuckerrohrschnaps bedeutende Wort Cachaca stand.

„Das Zeug riecht ein bißchen nach Genever," stellte Kuno fest, nachdem er daran geschnuppert hatte.

„Nicht in die Hand!" warnte ihn Tetje. „Lieber Schwefelsäure!"

Sogar Karsten lehnte ab, der doch in diesem Punkt gewiß kein Kostverächter war.

Aber keiner ahnte, daß Jumbo jede Nacht mindestens zwei Flaschen von Jonnis allerbestem Genever aus dem Proviantraum stahl. Lautlos wie ein schwarzer Panther schlüpfte er, wenn alles schlief und der Wachposten an der Nagelbank lehnte und von der Heimat träumte, aus der Hängematte und über Deck, um seinen Einbruchsdiebstahl in Fortsetzungen meuchlings zu vollbringen.

Die beiden Gitterstäbe der Luke bog er mit zwei Griffen auseinander, um sie nach vollbrachter Tat wieder in die alte Anfangslage zurückzudrücken. Fernerhin war er so durchtrieben, die ausgetrunkenen Flaschen mit Hafenwasser zu füllen, wobei er weniger auf die Sauberkeit des Inhalts als auf die Unversehrtheit des Verschlusses sein Augenmerk richtete.

So blieben seine Schandtaten zunächst verborgen, denn im Hafen pflegte Jonni seinen Durst an Land zu stillen.

Für Jumbo wurde Peter Jebsen aus Brunshüttel angemustert, der auf einem schwedischen Schiff nach Santos gekommen und als ruhrkrank im Lazarett zurückgelassen worden war. Er hatte die christliche Seefahrt satt bis obenhin und wollte um jeden Preis nach Hause. Den Umweg über Genua nahm er mit in Kauf, weil er sich nicht länger in dem Fieberneſt Santos herumdrücken mochte.

Am dritten Oktober sollte die Fortuna zum Auslaufen fertig sein. Am ersten Oktober kam für Mandus eine Ansichtspostkarte aus Hamburg an. Die Ansicht bestand aus Lombardsbrücke, Alsterlust und einer Segelregatta. Darunter stand: Herzinnigen Gruß und auf Wiedersehen unter dem Weihnachtsbaum! Selma. Diese reizende Antwort auf den Heiratsantrag aus Valparaiso fiel Jonni in die Finger, und er fand es für richtig, diese seltsame Urkunde nicht an den Empfänger gelangen zu lassen, sondern in die eigene Tasche zu versenken.

Am nächsten Morgen traf für Mandus ein Brief von seinen Eltern ein, der ihm sogleich ausgehändigt wurde. Dieses Dokument bestand aus vier Seiten. Die erste Seite hatte Herr Frixen geschrieben, die andern drei Seiten waren von seiner Eheliebsten ausgefüllt worden. Mandus hielt sich unwillkürlich die Ohren zu, als er diese ihm so wohlbekannten Zeterschreie eines gequälten Mutterherzens schwarz auf weiß vor sich sah.

Darauf setzte er sich hin, um seinen Eltern zu antworten. Und er erzählte ihnen sechs Seiten lang, was ihnen sehr wenig Freude machen konnte: „In Arbeit im Mast, in Decksarbeit, in jeder andern Arbeit für Schiff bin ich fest."

In dieser nautischen Tonart ging es von der Anrede bis zum Schlußgruß. Und da er nun gerade im Zuge war, schrieb er auch an Selma. Aber er brachte nicht mehr als drei Seiten zustande. Denn er war über ihr vermeintliches Stillschweigen ziemlich enttäuscht. Eine Ansichtskarte hätte sie doch wenigstens schreiben können!

Währenddessen zählte Jonni im Proviantraum seine Geneverflaschen. Er machte bei diesem Geschäft Augen wie ein gelernter Feldherr, der kurz vor der nächsten Kriegserklärung sein gut gedrilltes Kanonenfutter besichtigt!

Knapp genug! dachte er und ließ schnell noch eine halbe Kiste an Bord bringen, die er sogleich in Angriff nahm.

Am nächsten Mittag ging die Fortuna unter Segel. Das Wetter blieb klar und der Wind stetig. Die Aequinoktialstürme hatten die Luft reingefegt. Bald war die Fortuna wieder in der Passattrift, und die Mannschaft konnte sich ausruhen.

Peter Jebsen störte die Gemütlichkeit nicht. Er hatte sehr geschickte Finger und zeigte Mandus, wie eine ganze Viermastbarke in einer enghalsigen Köhmbuddel unterzubringen war. Er baute das Modell auf, klappte es zusammen und schob es durch den Flaschenhals. Die Meereswogen stellte er aus dunkelgrünem Glaserkitt her, die Schaumkämme aus Stärkemehl. Dann zog er gleichzeitig an den acht Stagen, wodurch sich die Masten aufrichteten, und setzte den Klüverbaum ein.

Mandus hatte indessen die Segel aus Briefpapier zurechtgeschnitten. Bis diese dreiunddreißig Papierstückchen vom Gaffeltopp bis zum Vorstengenstag richtig untergebracht waren, vergingen nochmals zehn Tage. Zuletzt wurde die Flasche verkorkt und feierlich versiegelt.

„Das schenke ich dir!" sprach Peter und drückte Mandus das Kunstwerk in die Hand.

Mandus wollte es zuerst nicht annehmen, aber dann war er doch sehr froh, daß er es in seiner Kiste verstauen konnte.

Bald darauf scherten sie wieder die Linie, ohne daß etwas paiert wäre. Am nächsten Vormittag aber öffnete Jonni die erste mit Santoser Hafenwasser gefüllte Geneverflasche. Zuerst riet er auf einen Lieferungsirrtum. Als er aber durch Stichproben festgestellt hatte, daß sich der ganze Genevervorrat in faulige, stinkige Brühe verwandelt hatte, begann er zu rasen.

Spornstreichs kam er ins Logis gerannt, warf einen fürchterlichen Blick auf die Backbordwache und brüllte: „Welcher hundsgemeine Diebskerl hat mir den Genever ausgesoffen?"

„Ich bin Temperenzler!" bekannte Peter Jebsen treuherzig.

„Hier an dieser Back sitzen keine Diebskerle!" erklärte Tetje gelassen und zeigte im Kreise herum.

„Jumbo!" stieß Kuno heraus.

Alle nickten, auch Jonni. Wortlos machte er kehrt und zog mit langer Nase ab, um alle noch nicht geprüften Flaschen zu überholen. Nicht eine einzige enthielt Genever, und er erkannte schaudernd, daß er aufs allergründlichste trockengelegt worden war. Zwei Stunden später bekam Mandus den Befehl, die Flaschen über Bord zu werfen. Und er gehorchte mit Vergnügen. Ein langer, fetter Blauhai, der sich schon mehrere Tage im Kielwasser der Fortuna herumtrieb, verschlang heißhungrig elf von den braunglasierten, gehenkelten Tonkrügen, dann aber hatte er mehr als genug und seilte mit südsüdwestlichem Kurs und zweiundzwanzig Knoten Geschwindigkeit auf und davon.

„Warum wird Schnaps getrunken?" fragte Mandus abends an der Back.

„Weil er schmeckt!" antwortete Karsten.

„Nein! Weil die Schnapsbrenner leben wollen!" belehrte ihn Peter Jebsen.

„Aber warum gibt es Schnapsbrenner?" fragte Kuno.

„Weil sie sich noch nicht totgesoffen haben!" antwortete Tetje. „Und weil man ohne Schnaps keinen Krieg gewinnen kann."

„Aber warum läßt der liebe Gott den Krieg zu?" forschte Mandus weiter.

„Damit die Dümels Gelegenheit haben, sich gegenseitig den Hals zu brechen!" versetzte Jakob.

Um diese Zeit kamen die beiden Briefe, die Mandus von Santos abgeschickt hatte, in der Freien und Hansestadt Hamburg an. Herr Frixen starrte verwundert und entrüstet auf die für ihn bestimmten Zeilen und schüttelte ein über das andere mal den Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn man Rubinen gemeinsam erbt.

Skizze von R. Hirschberg-Jura.

Der kostbare Rubinenschmuck aus dem Familien-Besitz der Berenyi ist von der guten alten Tante Arabella ihrer so geliebten Nichte Saffi und deren Gatten Arpad Poor als gemeinsames Erbe hinterlassen worden. Daß Saffi sich von dem leichtfertigen Nichtsnutz, der ihr und ihres kleinen Töchterchens Vermögen durchgebracht, leider scheiden mußte, das hat die tapfere junge Frau der Tante immer verschwiegen, um ihrem weichen Herzen den Kummer zu ersparen. Darum vermied die alte Dame es, das vermeintliche Glück einer vollen, süßen Gemeinschaft etwa durch nüchterne Sonderbegünstigung des einen Teils irgend zu trüben.

Die Testamentsvollstreckung ist nun der willkommene Anlaß geworden, den liebenswürdigen Kavalier wieder nach Budapest an Saffis Seite zu führen. In Begleitung des Notars haben sie den unverhofften Reichtum von der Bank geholt. Wohlverschlossen, verschnürt und versiegelt lag die kostbare Kassette im Auto zwischen ihnen. Und jetzt haben sie ihr Erbgut gegen Quittung in dem sicheren Safe der Hotel-Direktion untergebracht.

Über die Ausnutzung des Vermögenswertes müssen sie sich nun einigen. Um das recht fröhlich zu tun, hat Arpad in einem der lauschigen Kabinette den Tisch für ein festliches kleines Essen richten lassen. Feines Porzellan und schweres Silber harren geschmackvoller Verwendung. Wundervolle Orchideen blühen aus der Kristall-Vase, und aus dem Sektkübel schauen zwei goldene Flaschenhälse.

„Verschwender!" tadelt sie kopfschüttelnd. „Seit wann verdienst du denn so reichlich? Daß du wie ein Millionär . . .?"

„Verdienen kommt selbstverständlich auch noch. Nicht gleich heute, Teuerste! Aber nächstes mal. Einstweilen war ich doch auf dem Gut tätig bei Schwager Sandor. Recht nützlich hab' ich mich da gemacht. Wirklich, ich habe mehr getan, als ich es für das bißchen Taschengeld und einen standesgemäßen Tisch nötig gehabt hätte. Ich bin mal ein guter Kerl. Wollte ihm seine Gastfreundschaft großzügig vergelten. Kleinlich muß man unter Verwandten nicht sein. Na, da hat er nun auch etwas großzügig sein müssen und mir auf die Erbschaft tausend Pengö gepumpt."

„Und das Geld läßt du dir nun gleich wieder durch die Finger rinnen? Noch ehe wir uns überhaupt klar geworden sind . . ."

„Was ist da viel klar zu werden? Tantchen hat uns doch die lieben Steinchen gewiß nicht vermacht, damit ich etwa abwechselnd mit dir das Armband und die Halskette umtue oder mir das Diadem und die Orgehänge anknöpfe."

„Vielleicht hat sie sich eingebildet, ich würde den Schmuck allein tragen?"

„Wäre ja totes Kapital! Das darf ich als Geschäftsmann nicht dulden. Auch müssen wir den Willen der Erblasserin achten. Ich fühle mich verantwortlich für durchaus gemeinsamen Genuß des Erbes. Das schöne glitzernde Zeug ist ein Vermögen wert. Da läßt sich zu guten Bedingungen eine Menge klingender Mammon herauszaubern. Damit machen wir zunächst eine fabelhafte Weltreise oder was du dir sonst irgend wünschst. Für später habe ich dann schon ein prachtvolles Gut an der Hand. Na, von Landwirtschaft verstehe ich doch wirklich etwas."

„Wenn du nicht wieder mit Rennpferden und beim Spiel alles verpuffst. Vom einträglichen Falschspiel verstehst du doch wirklich gar nichts, mein guter Arpad. Du in deiner Harmlosigkeit! Mit den gerissenen Professionals kannst du da nie in Wettbewerb treten."

„Ach was! Reden wir nicht mit leerem Magen vom Gelde, teure Saffi!"

Dem Kellner hat er abgewinkt. Selbst füllt er ihr den Sektkelch. Selbst legt er ihr vor. Immer noch ist er der amüsante Gesellschafter und liebenswürdige Plauderer, es wird ein vergnügtes Stündchen, und bei Mokka und Zigaretten sind sie sich über die Selbstverständlichkeit einig, daß der Rubin-Schmuck verkauft und das Geld geteilt werden muß. Sie lassen die perlenden Gläser aneinander klingen und wünschen sich gegenseitig eine fröhliche Zukunft.

„Aber mein bester Arpad", sagt sie plötzlich und macht ihre übermütige Stimme ganz ernsthaft, „du hast vorhin so sehr die Gemeinschaft unseres Besitzes betont. Da vereinbaren wir jetzt mit dem Hotel-Direktor ausdrücklich, daß die Kassette mit dem Schmuck uns unbedingt nur gemeinsam ausgehändigt wird. Keinesfalls einem von uns beiden allein! Durch unnötiges Herumtragen auf der Straße wollen wir das Wertstück natürlich nicht gefährden. Du gehst also in die besten Juwelier-Geschäfte und bringst einen Kauflustigen hierher, damit er die Rubinen in Augenschein nehmen kann. Ich mache inzwischen einen Besuch bei Onkel Stephan. Vor fünf Uhr werde ich kaum zurück sein können. Du hast also Zeit, dich nach dem zahlungsfähigsten Fachmann umzusehen."

Arpad ist mit dem verständigen Vorschlag seiner (oder leider nicht mehr „seiner") Saffi durchaus einverstanden, und die Ritterlichkeit seines Handkusses wird recht zärtlich.

Um fünf Uhr kommt er mit dem kauflustigen Sachverständigen wieder. Doch Saffi ist noch nicht zurück, und der Hoteldirektor sagt, die gnädige Frau sei sehr bald nach ihrem Weggang in Begleitung von Baron Biala zurückgekehrt und habe die Kassette an sich genommen. Er kenne den Baron seit Jahren persönlich, und so habe er kein Bedenken getragen.

Arpad ist über diese abkommenswidrige Eigenmächtigkeit außer sich. Scharf stellt er ihn zur Rede: „Sie sind mir für allen Schaden haftpflichtig!" — — Noch taucht die Hoffnung in ihm auf: Saffi wird bei Onkel Stephan sein. Der versteht ja auch sehr viel von Juwelen. Aber bei dem ist niemand zu Haus und Saffi überhaupt — verschwunden. Arpad empört sich bei all seiner Ritterlichkeit. Nun ja, sie hat durch seine Schuld voriges Jahr den Rest ihres großen Vermögens eingebüßt. Aber einen Teil dieses Verlustes wird sie doch nicht auf diese Art wieder herein holen wollen. Zu solcher Handlungsweise hat sie kein Recht. Sie wird mit der Kassette zurück kommen. Er wartet und wartet. Saffi ist verschwunden und bleibt verschwunden.

Arpad erstattet Anzeige. Natürlich nicht gegen seine Saffi, sondern gegen den Hoteldirektor. Der kann nicht leugnen, was in Gegenwart des Empfangschefs zwischen den beiden Herrschaften und ihm vereinbart worden ist, und er muß zugeben, daß er sich an diese Vereinbarung nicht gehalten und in Abwesenheit des Herrn Arpad Poor das Depot der gnädigen Frau allein ausgehändigt hat. Schlimm für ihn. Aber er hat einen Rechtsanwalt, dessen Köpfchen mit salomonischer Weisheit gesalbt ist. Der reibt auch dem gerechten Richter mit einem Tröpfchen solcher Weisheit ein, und das Urteil lautet: Der Direktor hat die Kassette wieder herbei zu schaffen, zur Verfügung zu halten und darf sie vertragsgemäß niemandem heraus geben als nur Herrn und Frau Poor gemeinsam.

Nach drei Tagen schon erklärt der verurteilte Direktor in einem stolzen, glücklichen Brief an Arpad Poor, die Kassette liege greifbar in seinem Geldschrank, und er werde sich, gewitzigt durch die Erfahrung, wohl hüten, sie irgend einer anderen Person auszuhändigen als den beiden Ehegatten gemeinsam. Niemand sonst hat einen Anspruch auf das Depot.

Arpad telegraphiert und telephoniert überall in der Nähe und in der Ferne. Er reist umher und sucht und sucht. Seine Saffi ist durch keine Nachforschungen aufzufinden. Drei Monate später endlich erhält der Unglückliche einen Brief von ihr:

„. . . Ich habe dich wahrhaftig nicht um dein Erbteil betrügen wollen. Aber, auch wenn die Rubinen wirklich im Gewahrsam des Hotels sich befinden sollten, wird es mir nie einfallen, gemeinsam mit dir hinzugehen, sie abzufordern. Willst du etwa von neuem in Armut und Elend kommen? Ich selbst verspüre keine Lust dazu. Und an unsere kleine Ikka müssen wir auch denken. So habe ich mir mit Beratung Onkel Stephans dies schöne Gut gekauft, das mein alleiniges Eigentum ist und bleibt. Sollte ich mich, was man ja nie wissen kann, jemals wieder verheiraten, dann nur mit Gütertrennung! Aber da Tantchen offenbar gewünscht hat, daß wir zwei alles gemeinsam genießen, so bitte ich dich, deine landwirtschaftlichen Kenntnisse auf meinem Gute zu verwerten und mein Gast zu sein. Wenn du Lust hast, fürs ganze Leben . . ."

Einen überraschten fröhlichen Fluch tat Arpad: „Saffi, Frauenzimmer, unverschämtes! Geliebtes! Wenn ich etwa gar um deine Hand anhalte, ich tu's, weiß der Himmel, nicht der Rubinen wegen. Ich bin ja so froh um dich. Bist ein Prachtkerl!"

Der Weg zur Hölle.

Von Carl Christian Bock.

In meinen Träumen besucht mich in Abständen mit großer Regelmäßigkeit ein freundlicher Herr mit einer Mappe.

Irgendwo ahne ich es immer schon vorher, daß er kommt, und dann wird mir so im Magen — — kennen Sie das? Wenn es plötzlich alles, alles an den Tag kommen kann: Was du gelogen hast und verleumdet, alle diese kleinen Gemeinheiten, die du begangen hast, dann stehst du da wie ein kleiner Schuft — klein: nur weil du zu den großen Gemeinheiten vielleicht nicht den Mut aufbrachtest, das macht es alles nur noch schäbiger. Wenn also das alles nun so plötzlich herauskommen kann, dann drückt es mir den Magen, wo (glaube ich bestimmt) der Mensch sein Gewissen sitzen hat . . .

Der freundliche Herr meiner Träume also klopft, ich kenne sein Klopfen genau: Herein!

Mit der Gemütlichkeit eines Gerichtsvollziehers dreht er sich ins Zimmer hinein.

„Guten Morgen, guten Morgen!" Immer sagt er das zweimal in einem Atem, der Kerl! Und setzt sich dann, ohne eine Aufforderung abzuwarten, an den Tisch, sagt so aus dem linken Nasenloch heraus: „Na?", legt seine Mappe, diese Mappe auf den Tisch, bosselt am Schloß und biedert sich nochmals an, bis er alles bereit hat. „Wie sieht es denn so aus . . .?"

Ah, dieser Mensch! Dabei habe ich das Gefühl: ich muß auf jeden Fall seine Gemütlichkeit mitmachen, um ihn nicht zu verstimmen; er weiß zuviel von mir. Er hat da in seiner Mappe ein Buch, und da steht's drin, genau aufgezeichnet. Lügen hilft gar nichts, entschuldigen und erklären auch nicht, denn die mildernden Umstände sind schon abgezogen. Woher weiß er eigentlich alles von mir?

Genau weiß ich das auch nicht; der Mann kommt so von Instanzen her, mit denen der Mensch zu tun bekommt, wenn er gestorben ist. Und da weiß er eben alles; so ähnlich muß es sein.

Nun hat er sein Buch aufgeschlagen. Ich sehe da meinen Namen mit Sorgfalt eingetragen, und darunter steht es alles, in der Spalte links.

Mir graut. Ich sehe, es ist ganz voll. „Ja", sagt der Mann, „eine ganze Menge — was?"

Pause.

„Na", sagt er (so wie: Schwamm darüber!), „wie ist es denn mit den guten Vorsätzen?"

Er beugt sich tief in die Spalte rechts und fährt mit einem fetten Zeigefinger breit die Spalte der guten Vorsätze herunter, langsam: dann unten läßt er den Finger liegen wie ein Resultat und sieht auf: „Nichts, lieber Herr, nichts davon ausgeführt, so einfach gar nichts, wie?"

Pause.

„Sehen Sie mal, Sie wollten doch — — ja, nicht wahr, aber — —"

Jetzt muß ich etwas, muß ich etwas sagen — was?

„Ja", sage ich, „ich weiß, ich weiß! Aber ich — ja, ich habe mir nun ernstlich, also wirklich ernstlich ganz bestimmt vorgenommen, überhaupt einen besseren Lebenswandel — —"

Wie abwesend wiederholt er: „Einen besseren Lebenswandel . . ." Dann, als habe er sich plötzlich zu etwas entschlossen, steht er auf. Sagt, sieht mich dabei an: „Sie wissen ja, ich kann Sie zu nichts zwingen. Ich soll Ihnen das nur so vorlegen, aber — —"

Ich sehe in sein Buch, das liegt noch aufgeschlagen da; ich sehe meine Spalten, schwarz ist das da.

Jetzt! Er packt wieder ein, schlägt sein Buch zu, auf dem groß und in Gold außen draufsteht: „Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert.

Ja. Und nun findet er, als sei etwas vorüber und vorbei, seine Gemütlichkeit wieder, lacht breit und packt seine Sachen ein. „Machen Sie's gut, machen Sie's aber etwas besser, wenn's geht, was?"

— — — — — — — — — — — — — — —

„Also ich komm' wieder vorbei, wenn Zeit ist." Dann nimmt er seine Mappe, hält mir die Hand hin: „Guten Morgen, guten Morgen!" Und geht, die Tür klappt. Ich wache auf. Ich habe da so ein Gefühl im Magen wie — ach! — ja so, der Mann mit der Mappe war da . . .

Bunte Chronik

Rindviehzucht aus Wildherden.

In der Gruppe der Alëuten, die sich südwestlich von Alaska hinzieht, befindet sich auch die Insel Chirakoff. Solange sich die Alëuten noch im Besitze der Russen befanden, war diese Insel ein Ort des Schreckens, und unter den Indianerstämmen Alaskas leben noch Legenden von den furchtbaren Leiden, denen die Sträflinge auf der Chirakoff-Insel unterworfen wurden. Mit dem Verkauf von Alaska und den Alëuten an die Vereinigten Staaten verschwanden die Sträflinge und ihre Wächter, und die Insel war den Tieren überlassen, die sich unter den recht günstigen Lebensbedingungen rasch vermehrten, so daß bereits im Jahre 1898 Mr. Frye, der diese Insel besuchte, bei oberflächlicher Zählung eine Herde von zweitausend Stück verwilderten Rindviehs und eine große Anzahl von Schafen feststellte. Dann sank die Insel wieder in Vergessenheit, und ihre einzigen Besucher waren Fischereikreuzer, die aus irgend einem Grunde auf der Insel landeten. Sie taten dieses aber nicht gern, denn bei der Herde befand sich eine große Anzahl starker und gefährlicher Bullen, die infolge ihrer Angriffslust stets Aufmerksamkeit erforderten. Jetzt soll aber der Herrschaft der Bullen ein Ende gemacht werden, denn die McCord Alaska Company hat das Recht erworben, auf der Insel Chirakoff eine Rinderzuchtstation anzulegen, und die vorhandenen Wildherden zu diesem Zwecke zu verwenden. Die Mehrzahl der Bullen, sowie die nicht zur Zucht geeigneten Rinder, sollen abgeschossen werden. Die übrigen Tiere will man durch einzuführende hochwertige Tiere veredeln. Das Gleiche soll mit den Schafen geschehen. Außer diesen beiden Tierarten birgt aber Chirakoff noch ein anderes sehr geschätztes Lebewesen. Es ist der „Blaufuchs", der dort sehr zahlreich vorkommt, und den man angesichts seines hochwertigen Pelzes sachgemäß schonen und züchten will.

Eine neue Enzyklopädie.

Der französische Unterrichtsminister de Monzie hat der Pariser Sorbonne eine Reihe von Persönlichkeiten der Wissenschaft genannt, mit denen sich die Universität wegen der Abfassung einer neuen Enzyklopädie in Verbindung setzen soll. De Monzie hat diesen Schritt in Übereinstimmung mit dem Ministerpräsidenten Herriot unternommen, der sich bereit erklärt hat, den Ehrenvorsitz des Komitees zu übernehmen. Der Rektor der Universität, der den Minister bei der Organisation unterstützen soll, und die Dekane der Fakultäten wohnten der Gründungsversammlung bei. Der Erziehungsminister setzte auseinander, daß gerade in der heutigen Notzeit eine so umfassende wissenschaftliche Arbeit notwendig sei. Die Arbeiten sollen bald nach der Feststellung des Arbeitsplanes in Angriff genommen werden, es werden aber natürlich viele Jahre vergehen, bis das Werk vollendet sein wird.

Lustige Ecke

Ungeeignet zur Diagnose.

Arzt: „Als das Fieber Sie gestern nacht überfiel, haben da Ihre Zähne geklappert?"

Patient: „Ich weiß nicht! Sie lagen auf dem Tische!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.